

Philosophiegeschichtlicher Überblick

- **Spätantike, Hellenismus**
- **Patristik**
- **Scholastik**
- **Mystik im Mittelalter**
- **Renaissance**

Hellenismus und Spätantike

Die Stoa

Die Stoa oder stoische Schule wurde von Zenon von Kiton (um 333 bis 262 v. Chr.) in Athen gegründet. Er lehrte in der sogenannten stoa poikile, d.h. der bunten Halle, daher stammt der Name der Schule. Die Stoa greift auf die heraklitische Lehre vom Logos zurück. Die gesamte Natur ist von der göttlichen Vernunft, dem Logos, durchdrungen und stellt somit ein zweckmässig eingerichtetes System dar. Alles Geschehen erfolgt in lückenloser Gesetzmässigkeit. Oberstes sittliches Gebot für den Menschen ist es daher, in Übereinstimmung mit der Natur, d.h. vernünftig zu leben. Das Vernunftgesetz ist zugleich Sittengesetz. Es verlangt, sinnliche Triebe und Begierden, die der Vernunft entgegenstehen, zu bekämpfen. Weiterhin ist ein distanzierendes Verhältnis zu den Gütern anzustreben. Die weltlichen Güter sind als „Gleichgültig“ (adiaphora) zu betrachten. Da die Leidenschaften die grössten Feinde des Glücks und der Tugend sind, strebt der Stoiker nach möglichst grosser Leidenschaftslosigkeit (apatheia) und nach Unerschütterlichkeit. Diese sieht er im Ideal des Weisen verwirklicht. Der Weise lässt sich durch keinerlei Schicksalsschläge aus der inneren Ruhe bringen. Er lebt in Freiheit von den Leidenschaften in völliger Selbstgenügsamkeit (autarkeia). Da in allen Menschen und in der gesamten Natur ein und dieselbe Vernunft herrscht, kann es für den Stoiker auch nur ein Gesetz, ein Recht und einen Staat geben. Er versteht sich als Kosmopolit.

Weitere Vertreter: Kleanthes, Chrysippos, Cicero, Seneca, Epiktet, Marcus Aurelius

Epikur

Epikur von Samos (um 341 – 270 v. Chr.) gründete in Athen die zweite wichtige Philosophenschule des Hellenismus. Er übernimmt die Atomlehre des Demokrit. Von zentraler Bedeutung ist für ihn der Begriff der Lust (hedoné). Die Glückseligkeit des Menschen besteht in der Vermeidung des Schmerzes und dem Gewinn von (geistiger) Lust. Letztes Ziel ist es, äussere und innere Ruhe oder Unverwirrtheit (ataraxia) zu erreichen. Die Vernunft hat daher die Aufgabe, sowohl die Genüsse zu prüfen und auszuwählen und ihre Folgen abzuschätzen als auch die Quelle der Unlust zu beseitigen. Am höchsten steht die rein geistige Lust, die in der Pflege zarter freundschaftlicher Beziehungen ihren höchsten Ausdruck findet. In der Erkenntnis aber, dass schliesslich jede Lust in ihr Gegenteil umschlägt, ging das Streben der späteren Epikureer nur noch dahin, Unlust zu vermeiden.

Skeptizismus

Die dritte der nacharistotelischen Schulen ist die Schule der Skeptiker, die im 3. Jahrhundert vor Chr. von Pyrrhon begründet wurde. Pyrrhon vertrat einen sophistischen Subjektivismus und Relativismus: Die Sinne können keine sichere Erkenntnis vermitteln, da sie vielfach täuschen oder bei verschiedenen Menschen unterschiedliche Wahrnehmungen bedingen. Auch mit Hilfe des Verstandes kann man nicht zu allgemeingültigem Wissen gelangen, da man jeder Ansicht eine gleichberechtigte entgegengesetzte gegenüberstellen kann. Dieser Zweifel an der Erkennbarkeit der

Dinge führt Pyrrhon zu einer relativistischen Ethik. Unter Verzicht auf jede Erkenntnis soll sich der Mensch der bestehenden Ordnung, den herrschenden Lebensformen, den überlieferten Sitten und Gewohnheiten fügen, um sich nicht Unannehmlichkeiten auszusetzen. Dann wird ihm ein glückliches Leben und die Ataraxia (Unerschütterlichkeit), das einzige Ziel des Weisen beschieden sein. So wurde auch der Skeptizismus zu einer ethischen Richtung der griechischen Philosophie.

In späterer Zeit ragen Ainesedemos von Knossos (1. Jahrhundert vor Christus) und der Arzt Sextus Empiricus (200 bis 250 nach Christus) hervor. Ainesedemos hat in zehn Tropen (kritische Schlussfolgerungen) die Pyrrhonischen Zweifel zu begründen versucht. Demgegenüber hat Sextus Empiricus durch seine Schriften „Pyrrhoneische Fragen“ wichtige Nachrichten aus der alten Philosophie (Vorsokratiker, Platon, Aristoteles) übermittelt.

Der Neuplatonismus

Das letzte grosse philosophische System des Altertums bildet der Neuplatonismus. Als dessen Begründer gilt Ammonius Sakkas (3. Jahrhundert nach Chr.). Der eigentliche Schöpfer der Schule ist jedoch Plotin (um 204 – 270 nach Chr.), der zunächst in Alexandria, danach in Rom lehrte.

Nach Plotin stellt die Welt eine Stufenfolge von immer weniger vollkommenen Emanationen (Ausstrahlungen) aus der Überfülle und Vollkommenheit des „Einen“ dar. Das „Eine“, „Gute“ ist erhaben über alles Sein und alles Denken, es steht jenseits aller Gegensätze und Fasslichkeit. Die erste Ausstrahlung des „Einen“ ist der Geist (nous). Er ist bereits mit Zweiheit behaftet, denn er setzt Denken und Gedachtes, ein Bewusstsein und dessen Gegenstände voraus. Der Geist ist das höchste Seiende. Er ist der Ort der Ideen, der ewigen Urbilder aller Dinge, wobei es von jedem Einzel Ding eine Idee gibt. Die zweite Ausstrahlung der geistig erfassbaren Welt ist die Seele. Als Abbild des Geistes vermittelt sie zwischen Geistigem und Stofflichem. Sie schaut auf die Ideen und formt nach diesen Urbildern aus der Materie die Sinnenwelt. Als Weltseele formt sie dem Kosmos und verleiht diesem Harmonie. Die Einzel-seelen, die sie in sich enthält, verbinden sich mit der Materie und schaffen so die Einzeldinge der körperlichen Welt. Die Materie selbst ist vom „Einen“ am weitesten entfernt. Sie ist bestimmungslos, ungeformt und im Grunde „nicht-seiend“.

Ziel des menschlichen Lebens ist die Befreiung der Seele aus den Fesseln des Körpers und der damit verbundenen Wiederverkörperung. Hauptziel ist die mystische Vereinigung mit Gott, das Einswerden mit dem „Einen“ in der Ekstase.

Der Neuplatonismus übte einen starken Einfluss auf die Entwicklung der abendländischen Philosophie aus. Insbesondere das Frühmittelalter stand unter dem Eindruck der neuplatonischen Vorstellungen. In Italien wurde der Platonismus und der Neuplatonismus, d.h. die Philosophie Plotins, in der Renaissance (Florenz) wiederum neu entdeckt.

Die Philosophie des Mittelalters

Von der christlichen Wendung des Abendlandes wurde insbesondere das philosophische Denken ergriffen. Es wurde nicht mehr wie vorher von rein theoretischen Interessen an der wissenschaftlichen Forschung oder vom Streben nach einer besonderen Art der Lebensführung bestimmt; es stand nunmehr im Banne einer religiösen Grundhaltung, die ihren Ausdruck nicht nur in der spezifischen christlichen Heilslehre fand, sondern auch in den im Anschluss daran entstehenden Welt- und Lebensanschauungen. Hierdurch gewinnt das Christentum eine enge Beziehung zur Philosophie, besonders deshalb, weil sich seine Lehren in inniger Wechselwirkung mit den vorausgegangenen philosophischen Anschauungen herausgebildet hatten. Daraus entwickeln sich nacheinander zwei philosophische Richtungen, zunächst die **Patristik** und später die **Scholastik**.

a) Die Philosophie der Patristik

Die Träger der ersten Periode der neuen Entwicklung sind die Kirchenväter (patres). Diese Periode wird deshalb als Patristik bezeichnet. In ihrem Denken vollzieht sich ein doppelter Prozess: Einmal werden die alten philosophischen Lehren vielfach in christlich-religiösem Sinne ausgelegt oder abgeändert; umgekehrt werden auch in die christliche Anschauung Begriffe aufgenommen, die dieser ursprünglich fremd waren, in ihr aber schliesslich assimiliert wurden. Auf diese Weise hat sich, oft unter schwierigen inneren Kämpfen, die ganze christliche Welt- und Lebensauffassung ausgeformt.

Die in der Patristik entwickelten Lehren zeigen vor allem die Tendenz, das Göttliche hoch über das Menschliche, Irdische und Weltliche zu erheben und dieses demgemäss zu verkleinern, um die Liebe und Gnade Gottes dem Menschen gegenüber in ein um so höheres und strahlenderes Licht zu setzen. Die philosophische Anschauung, welche dieser Auffassung entgegenkommt, ist die platonische Lehre. Augustin, der bedeutendste der Kirchenväter, berührt sich deshalb vielfach mit der platonischen Philosophie.

Aurelius Augustinus (354 – 430)

Trotz seiner streng christlichen Gesinnung, aus der heraus seine Schriften entstanden, geht es Augustin – er starb als Bischof zu Hippo Regius, einem Ort nahe dem heutigen Tunis – nicht allein um das religiös-kirchliche Anliegen. Er ist ein eigenständiger Philosoph, der die Wahrheit bis zu ihren letzten Gründen verfolgt und dessen philosophische Gedankengänge zuweilen in bitteren Widerspruch zu seinen religiösen Überzeugungen geraten.

Sein Streben nach Wahrheit beginnt mit dem Zweifel an der scheinbar sichersten Grundlage allen Wissens, am eigenen Sein. Wie nach ihm Descartes so findet er zur Aussage, zum Schluss, dass ich, indem ich zweifle, weiss, dass ich, der Zweifelnde, der Denkende, bin. Dies ist die fundamentalste Gewissheit, die ich haben kann; sie erstreckt sich auf alle anderen Zustände des Bewusstseins. Hinter jedem psychischen Inhalt stehe ich selbst als vernunftbegabte Persönlichkeit. Diese Tatsache

weist nun aber gleich über sich hinaus, indem diesem Ich das Streben nach Erkenntnis, nach Wahrheit innewohnt, welchem die Vernunft die Richtlinien gibt. Durch sie sind nicht nur die Normen des Denkens gegeben, sondern auch die des sittlichen Handelns. Die Vernunft weist ferner darauf hin, dass es eine absolute Wahrheit geben muss; sie enthält schliesslich den Glauben an den Urgrund des Seins, an den persönlichen Gott.

So müssen auch die einzelnen Wahrheiten, zu denen die Vernunft führt, als Allgemeinbegriffe verstanden werden, d.h. als Begriffe, die in sich objektive Realität besitzen. Es sind die zeitlosen Formen, die Ideen Platons, die hier als Gedanken des Schöpfers vor der Schöpfung mit dem unendlichen Wesen in Zusammenhang gebracht werden. Jede Vernunftkenntnis ist somit Gotteserkenntnis, wie auch schliesslich jede Erkenntnis der Natur.

Von tiefer psychologischer Einsicht Augustins zeugt dabei auch die Auffassung, dass jede Erkenntnis ein Akt des Willens ist. Augustin erkennt bereits den Willen als Kern jeder Persönlichkeit. Der Wille lenkt das Denken, das Handeln und den Glauben. Aber gerade hier erwachsen Augustin schwere Konflikte mit seiner religiösen Überzeugung: Ist nämlich die Persönlichkeit selbständig, dann ist auch der Wille frei. Wie gestaltet sich aber dann sein Verhältnis zu Gott, zur Mitwirkung des Heilands bei der Erlösung? Kann er dann nicht selbst zum Heil gelangen? Hier siegt in Augustin die Lehre des Christentums: Der erste Mensch, Adam, hatte ursprünglich die Freiheit des Nicht-sündigen-Könnens (*posse non peccare*). Durch Adams Sündenfall aber ist die Menschheit in den Zustand des Nicht-nicht-sündigen-Könnens (*non posse non peccare*) geraten. Damit ist die Seele völlig auf Gottes Gnade verwiesen. Nicht bloss die Erlösung wird von Augustin als Gnadenakt Gottes angesehen, auch jede Vernunftinsicht, jede Offenbarung, die Erkenntnis Gottes, wird als Gnadenakt Gottes aufgefasst. Schliesslich lehrt er die Prädestination, d.h. die vorgängige Begnadung oder Verwerfung des Einzelmenschen durch Gott.

Die Geschichte stellt Augustinus in seinem Werk „Der Gottesstaat“ / „De Civitate Dei“ den Streit zwischen Gottes- und Weltstaat dar. Beide sind nicht mit Kirche und Staat identisch, sondern bilden zwei Gesinnungsgemeinschaften. Der Weltstaat ist gekennzeichnet durch die Selbstliebe, der Gottesstaat durch die Gottesliebe. Sowohl in der Kirche als auch im Staat finden sich Vertreter des Gottes- und des Weltstaates. Am Ende der Zeiten werden die beiden Staaten getrennt. Der Gottesstaat geht – so Augustin – als Sieger hervor.

Weitere Vertreter: Boethius, (480 – 524), Dionysius Areopagita (5. Jh.)

b) Die Philosophie der Scholastik

Nachdem sich die Auffassungsweise über Diesseits und Jenseits siegreich durchgerungen hatte und das gesamte christliche Lehrgebäude errichtet und bis ins einzelne ausgestaltet worden war, setzten im 9. Jahrhundert Bestrebungen ein, die festgelegten Glaubenssätze in ein philosophisch-theologisches Wissenschaftssystem überzuführen. Um eine wahre Philosophie zu schaffen, wollte man das, was bisher dogmatisch als Glaubensweisheit aufgestellt worden war, mit der Vernunft nachprüfen und zur Verstandeswahrheit erheben. Der Grundsatz Anselms von Canterbury „Credo ut intelligam“ (ich glaube, um zu erkennen) charakterisiert die Denkweise dieser Periode, die sich vor allem durch eine glänzende Betätigung des abstrakten Denkens auszeichnete, freilich unter Verzicht auf empirisches Wissen. Ihr Grundgedanke war, dass erst die durch den Glauben geführte und erleuchtete Vernunft die tiefsten Einsichten zu vermitteln vermag.

Da die Pflegestätten dieser theologisch-philosophischen Arbeit die klösterlichen Schulen (scholae) waren, bezeichnete man diese Periode und Richtung der Philosophie als Scholastik, d.h. Schulwissenschaft, Schulweisheit.

Das begriffliche und zugleich metaphysische Hauptproblem der gesamten Scholastik war die Fragenach dem Seinsverhältnis zwischen den (empirischen) Dingen und den Allgemeinbegriffen, den Ideen im Platonischen Sinne. Da man diese zu jener Zeit als Universalien bezeichnete, so wird der Streit, der sich daran knüpfte und der sich durch die gesamte scholastische Periode hinzog, **Universalienstreit** genannt. Heraufgeführt wurde dieser Streit durch die Formulierung dieses Problems in der Einleitung des Porphyrios (232 – 304 n. Chr.) zu der Schrift von Aristoteles über die Kategorien. Die Auffassung über die Universalien änderte sich dann im Verlaufe der Entwicklung der scholastischen Philosophie, und da sich dadurch der ganze jeweilige Charakter des Denkens anders ausdrückte, so teilt man die Scholastik nach der Deutung, die man jeweils den Allgemeinbegriffen zuerkannte in drei Perioden ein:

- **Frühscholastik; Universalien sind realia. Universalien sind ante res.**
- **Hochschulastik; Universalien sind realia. Universalien sind in rebus.**
- **Spätscholastik; Universalien sind nomina. Universalien sind post res.**

Frühscholastik

Die erste Periode, die Frühscholastik, trägt platonisches Gepräge. Aristoteles Einfluss tritt sehr zurück und macht sich höchstens in der Logik bemerkbar. Dieser platonisch-neuplatonische Grundzug wird durch die folgende Formel zum Ausdruck gebracht:

**Universalialia sunt realia;
Universalialia sunt ante res.**

Die Allgemeinbegriffe sind Realitäten;
Die Allgemeinbegriffe existieren vor den Dingen.

Danach nennt man diese Anschauung oder Haltung auch Realismus, bzw. Begriffsrealismus. Er entspricht der heutigen Auffassung nach einem objektiven Idealismus, da ja den Ideen eine objektive Realität zugesprochen wird. Hiernach sind die Ideen um so realer, je allgemeiner sie sind. Diese sich an die Philosophie Platons anlehrende Auffassung ist das tragende Gerüst für den ontologischen Gottesbeweis Anselms von Canterbury, bei dem der Gottesbegriff als höchster Begriff den Ausgangspunkt bildet.

Anselms ontologischer Gottesbeweis kann in folgender Weise formuliert werden:

Wenn Gott das höchste Wesen ist, das ich mir denken kann, so muss er ausser in meiner Vorstellung auch in Wirklichkeit existieren. Denn wenn er nur in der Vorstellung existierte, so könnte ein Wesen gedacht werden, das ausserdem auch in Wirklichkeit existierte. Dieses müsste dann als noch höher bezeichnet werden. Da nun Gott das höchste Wesen schlechthin sein soll, so muss er auch in Wirklichkeit existieren. Galt das Dasein Gottes damit als erwiesen, so schien auch die Annahme der Existenz der Gedanken des Schöpfers, d.h. der Platonischen Idee, sichergestellt. Letztlich gilt: Credo ut intelligam. Ich glaube, um zu verstehen.

Der ontologische Gottesbeweis, den schon Thomas von Aquin ablehnte, wurde später von Kant durch den Nachweis widerlegt, dass die Existenz kein Merkmal des Begriffes ist.

Die Blütezeit der Frühscholastik, bzw. der Zeit des Begriffsrealismus fällt in das 11. Jahrhundert. Seine Hauptvertreter sind Wilhelm von Champeaux (1070 - 1121) und Anselm von Canterbury (1033 - 1109).

Hochschulastik

Die zweite Periode, die Hochschulastik, setzte damit ein, dass nicht mehr - wie vorher - beinahe ausschliesslich rein theologische Fragen behandelt wurden, sondern dass unter dem Einfluss der neu bekanntgewordenen, aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzten Schriften des Aristoteles auch das Interesse an nicht-theologischem Wissen angeregt wurde. Doch trieb man wenig selbständige Forschung, sondern hielt sich streng an Aristoteles, der als praecursor Christi in rebus naturalibus (Vorläufer Christi auf dem Gebiet der

natürlichen Dinge) galt. Ebenso nahm man Bezug auf die späteren theologisch-philosophischen Autoritäten insbesondere der Spätantike und der Patristik bzw. des Frühmittelalters. Vor allem unter dem Einfluss des Aristoteles kam es, dass man die Immanenz (das Innewohnen) der Form im Stoff betonte. Die Universalien werden jedoch immer noch als realia aufgefasst, aber nunmehr gilt die folgende Formulierung:

**Universalien sunt realia;
Universalien sunt in rebus.**

Die Allgemeinbegriffe sind Realitäten;
Die Allgemeinbegriffe existieren in den Dingen.

Diese Ansicht wird als gemässiger Realismus bzw. Begriffsrealismus bezeichnet.

Dieser Auffassung huldigten vor allem Abaelard(us) (1079 - 1142), Albertus Magnus (1193 oder 1207 - 1280) und Thomas von Aquino (1225 - 1274), dessen Lehren noch heute in der katholischen Kirche Geltung besitzen. Von Thomas von Aquino wird vor allem die Ewigkeit Gottes (des ersten Bewegers und Schöpfers aller Dinge) betont.

Spätscholastik

Die dritte Periode der Scholastik, die Spätscholastik, führt zur Auflösung der Scholastik, da sich ihr Ziel, die gesamte Wirklichkeit auf philosophisch-theologische Art metaphysisch zu erkennen, nicht verwirklichen liess und zunehmend Angriffe auf das System von aussen erfolgten. Eingeleitet wird diese Periode durch den Streit Thomas von Aquinos mit dem Schotten Duns Scotus über die Willensfreiheit. Während Thomas von Aquino einen gemässigten Determinismus vertritt, wonach der Mensch, trotz eines gewissen Masses an Willensfreiheit, allein durch die Gnade Gottes erlöst wird, bekennt sich Duns Scotus zu einem strengen Indeterminismus, der besagt, dass der Mensch frei und für sein eigenes Tun verantwortlich sei und die Gnade Gottes durch sein eigenes Verdienst erwerben könne. Indem dadurch dem realen Einzelwesen erhöhte Bedeutung zuteil wird, erfolgt schliesslich die vollständige Ablehnung der Allgemeinbegriffe als Realitäten. Daher lautet die Universalien-Formel der Spätscholastik wie folgt:

**Universalien sunt nomina;
Universalien sunt post res.**

Die Allgemeinbegriffe sind blosser Namen;
Die Allgemeinbegriffe existieren nach den Dingen.

Diese Anschauung wird als Nominalismus (vom lateinischen nomen = Name) bezeichnet. Er besagt, dass Allgemeinbegriffe eine Existenz weder vor noch in den Dingen haben, sondern blosser Denkerzeugnisse sind, die als solche nur im erkennenden, denkenden Subjekt existieren. Der eifrigste Vertreter des

Nominalismus ist Wilhelm von Occam. Vor ihm vertraten schon Duns Scotus, in der Frühscholastik bereits Roscellinus (ca. 1050 - 1125) diese Position.

Je mehr nun der Nominalismus zum skeptischen Empirismus wurde, umso mehr versuchte er die christlichen Dogmen dadurch zu erhalten, dass er sie als der Vernunftkenntnis völlig unzugänglich erklärte. Damit gab der Nominalismus den kirchlichen Dogmen ihre ursprüngliche Bedeutung als Glaubenssätze zurück, deren Gegenstände und Inhalte gerade um ihrer Unbegreiflichkeit willen eine erhöhte Wesenheit und Wahrheit zukomme. Damit war aber auch die klare Trennung der Gebiete des Glaubens, der Theologie und des Wissens, der Erkenntnistheorie, der Philosophie vollzogen und das eigentliche Ziel der Scholastik, den Glauben vernunftgemäss zu begründen, gescheitert bzw. fallengelassen worden. Hierdurch wurde nun aber eine ganz neue Kulturepoche vorbereitet, die schliesslich in der Loslösung der weltlichen Wissenschaften und der Philosophie von der Kirche endete.

Neben dem scholastischen Wissenschaftsbetrieb zeigte sich aber schon früh - d.h. eigentlich schon in der Frühscholastik - die Tendenz, zu begründeterem, sachlichen Wissen zu gelangen. So forderte schon Gerbert von Aurillac, gestorben um 1003, die Abkehr vom blossen Formalismus und Hinwendung zur Methode zur Erforschung der Natur. Ebenso strebte auch Roger Bacon (etwa 1214 - 1294) nach einer Begründung des wissenschaftlichen Empirismus. Bezeichnenderweise standen diese beiden Denker unter dem Einfluss der islamischen Wissenschaft.

Das Ende der Spätscholastik im 16. Jahrhundert bedeutete jedoch nicht das Erlöschen der Scholastik überhaupt, die vielmehr als lateinsprachige Neuscholastik innerhalb des Protestantismus bis Anfang des 18. Jahrhunderts fortlebte. Innerhalb des Katholizismus lebte die Scholastik bis in die heutigen Tage weiter und übt im kirchlichen Umfeld einen grossen Einfluss aus.

Thomas von Aquino (1225 - 1274)

Thomas von Aquino wurde 1225 geboren auf Schloss Roccasecca bei Aquino nahe bei Neapel, er lehrte in Köln, Bologna, Rom und Neapel. Er entwickelte auf streng aristotelischer Grundlage (besonders in naturphilosophisch-psychologischer Beziehung) ein eigenes philosophisch-theologisches System, das den Gehalt der christlichen Dogmatik, sowie das Wesen und die Rechte der Kirche klar herausarbeitet. Er erhielt von der Kirche den Ehrennamen „Fürst der Philosophen“. Thomas vollendet die Aristotelisierung des christlichen Denkens. Er bildet den Höhepunkt der Scholastik.

Nach Thomas ist das Erste, was der erkennende Geist ergreift, das Seiende. Alles Seiende ist ein Wahres, wie alles Wahre ein Seiendes ist. Also ist nach dem Seienden und nach dem Wahren suchen, d.h. erkennen wollen, letztlich dasselbe. Da weiter die Wesenheiten in den Dingen sind, wenngleich vor den Dingen geschaffen, hebt somit alle Erkenntnis mit sinnlich-dinglicher Erfahrung an, die dabei nicht passiv erlitten, sondern gemäss der Aktivität des Intellekts verarbeitet wird: „Das Erkannte ist im Erkennenden nach der Weise des Erkennenden.“

Allerdings gilt: „Die erste Wahrheit ist der Seele überlegen.“ Insofern ist sie - die Wahrheit - zuerst Sache des Glaubens, danach erst die der Erkenntnis. Die erste Wahrheit ist zugleich oberstes Sein und höchstes Gut, nämlich Gott. Dieser ist „verborgene Göttlichkeit“ (deitas latens). Den ontologischen Gottesbeweis lehnt Thomas ab, führt jedoch selbst fünf Beweise für das Dasein, die Existenz Gottes an.

Dieser Geisteshaltung offenbart sich das All als harmonischer Stufen- oder Schichtenbau göttlicher Schöpfung. In ihr ist besonders dem Menschen sowohl individuell-moralisch als auch politisch-staatlich seine bestimmte Stellung und Funktion zugewiesen, die später durch das thomistische Naturrecht noch näher bestimmt werden sollte. Folge daraus: Der kirchliche Gottesstaat vermittelt zwischen Gott und allen irdisch-politischen Gebilden und Strukturen.

Schriften:

- De ente et essentia (1252)
- Summa de veritate fidei catholicae contra gentiles (1272)
- Summa theologiae (1273)

(Johannes) Duns Scotus (1274 - 1308)

Duns Scotus wurde in Maxton in Schottland geboren und erlangte Berühmtheit durch seine Lehrtätigkeiten in Oxford, Paris und Köln. Wegen der Scharfsinnigkeit seines Denkens wurde er Doctor subtilis genannt. Er irrationalisierte und dynamisierte in vielen Beziehungen und Hinsichten das rationale und harmonische Weltbild des Thomas von Aquin, überhaupt der Scholastik, des Mittelalters, indem er bei Gott und Mensch den (freien) Willen in den Vordergrund stellte.

Gott und Welt sind vor allem durch Gottes Allmacht bestimmt. In diesem Sinne ist Gott absolut frei. Was er will, ist gut und zwar dadurch, dass er es will. Nach Ansicht von Duns Scotus kann diese Ansicht nicht begründet werden und bedarf auch keiner Begründung. Analog beherrscht auch im Menschen der Wille die Vernunft und nicht umgekehrt, die Vernunft den Willen. Damit rückt von Gott und Mensch her die Theologie unter die Gesichtspunkte der Praxis.

Theoretisch-analytisch klärt Duns Scotus auf scharfsinnige Weise das Sein nach seiner metaphysischen, naturhaften, seelischen, sprachlichen, logischen und mathematischen Seite, wobei von der „Diesheit“, der haecceitas, ausgegangen wird.

Wilhelm von Ockham (Occam) / (1300 - 1350)

Die letzte entscheidende Denkwendung noch innerhalb der Scholastik geschieht durch Wilhelm von Ockham, dessen Lehre im Grunde schon die Auflösung des scholastischen Denksystems bedeutet. Er vollzieht in seinem Denken sowohl in theologischer als auch in politischer Hinsicht eine Wendung gegen die Autorität des Papsttums.

Wilhelm Ockham stammt aus der Ortschaft Ockham bei London. Er geriet 1328 unter den päpstliche Bann, stellte sich darauf unter den Schutz des Kaisers Ludwig des Bayern, für den er theologisch-politisch Partei ergriff. Er starb nach langem Aufenthalt in München.

Für Wilhelm vom Ockham steht Gottes „unbekannter Wille“ im Hintergrund sowohl der Theologie als auch der Philosophie. Auf diese Weise fordert dieser unbekannte Wille Gottes zwei begrifflich voneinander verschiedene Arten der Wahrheit. Dies bezeichnet man auch als die Lehre von der „Doppelten Wahrheit“. Deshalb muss sich die Philosophie bzw. die Wissenschaft ebenso von der Theologie wie der Staat von der Kirche sondern. Daraus folgt: Gott ist Gegenstand allein des Glaubens.

Nominalistische Position: Ideen als an sich seiende Allgemeinbegriffe gibt es nach Ansicht von Wilhelm von Ockham nicht. Vielmehr existieren bloss reale Einzeldinge, die nicht einmal abbildungsweise erkannt werden können, sondern nur durch Namen bezeichnet werden können. In der anti-aristotelisch ausgerichteten Schule Wilhelm vom Ockhams finden sich Ansätze zu modernen physikalische Anschauungen, z.B. hinsichtlich der Festlegung der Begriffe Kraft, Trägheit, freier Fall.

Die mittelalterliche Mystik

Gleichzeitig mit der Scholastik, aber dennoch abseits der scholastischen Wissenschaft und ihrer philosophisch-theologischen, begrifflich oft äusserst abstrakten und subtilen Disputationen suchten meditativ und spirituell ausgerichtete Glaubensvertreter die christlichen Wahrheiten nach ihrem wahren Gehalt in intuitiv-unmittelbarer Anschaulichkeit zu erleben und zu erfassen. Unter Verzicht auf alle begrifflich-wissenschaftliche Vermittlung gaben sich diese Mystiker ganz der religiösen Unmittelbarkeit ihres Inneren, ihres inneren Erlebens hin.

Dabei waren die meisten der grossen Mystiker gleichzeitig führende systematische Theologen ihrer Zeit, die sich gegen die ungezügelte Schwärmerei, die sich an ihre Fersen heftete, wandten.

Vertreter:

- Bernhard von Clairvaux (1090 - 1153)
- Meister Eckhart (1260 - 1327)
- Johann Tauler (1300 - 1361)
- Thomas a Kempis (1379 - 1471)

Als bedeutenster Vertreter der mittelalterlichen Mystik gilt Meister Johann Eckhart. Er war zu Beginn seiner kirchlich-priesterlichen Laufbahn Dominikanergeneral und Kirchenvisitor in Hochheim bei Gotha. Später lehrte er - ab 1311 - als Professor der Theologie in Paris, Strassburg und Köln, wo er letztlich starb.

Inhalt seiner Lehre: Gott ist für Eckhart Intellekt oder Erkennen. Als Ursache alles Seins überschreitet er das Sein. So heisst es im Johannesevangelium: „Im Anfang war das Wort.“ und nicht etwa: „Im Anfang war das Sein.“ Eckhart ist nicht der Meinung, dass Gott erkennt, weil er ist, sondern weil er erkennt, ist er. So verstanden ist Gott dann sehr wohl als Sein zu bestimmen. Im intellektuellen Akt des Sich-Erkennens zeugt Gott seinen Sohn, das Wort, und in ihm die Fülle der Ideen der Schöpfung. Indem Gott die Geschöpfe in einem schöpferischen Sinn denkt, gibt er ihnen Sein. Ohne ihn sind sie nichts.

Ein zentraler Gedanke Eckharts ist die Gottesgeburt im Menschen. Der Mensch findet in seinem Innersten den Grund seiner Teilhabe an Gott, den ewigen Grund der Seele oder das „Seelenfünklein“. In der Geistseele sieht Eckhart die Wesensform des Menschen. Sie ist als Erkennen ein Abbild Gottes. Entsprechend der Intensität, mit der sich die Seele von den vielfältigen Gegenständen abwendet und sich dabei auf ihren Grund zurückzieht, sich auf ihren Grund konzentriert, macht sie sich empfängsbereit für Gottes Wesen. Das Wort Gottes, der Sohn Gottes, kann in der Seele geboren werden. Im Guten wird die Gutheit geboren, im Gerechten die Gerechtigkeit. Die Einheit mit Gott stellt sich in dem Masse her, wie der Mensch gut und gerecht ist. Sie ist keine statisch-dingliche Identität. Sie ist dynamisch zu verstehen als Vollzug.

Schriften: Deutsche Predigten

Die Philosophie der Renaissance

Vorbemerkung: Die Wurzel der Philosophie der Renaissance

Durch die zunehmende Sonderung des Wissens vom Glauben wurde schon am Ende des Mittelalters, in der Spätscholastik, eine neue Kulturepoche vorbereitet, die in der Verselbständigung der Philosophie und der Wissenschaften ihr Ziel erblickte.

Drei grosse Erscheinungen künden am Ende des Mittelalters das Heraufziehen einer neuen Zeit an:

- Die Wiederbelebung des klassischen Altertums, der Antike: Renaissance und Humanismus, Wiederentdeckung der platonischen und der neuplatonischen Philosophie insbesondere in der italienischen Renaissance (Florenz).
- Die Reformation
- Das Erwachen der Naturwissenschaften, Zeitalter der grossen geographischen und astronomischen Entdeckungen.

Ich möchte kurz zur letzten der drei grossen Erscheinungen, zum Erwachen der Naturwissenschaften, ein paar Bemerkungen einflechten:

Der dritte Faktor, welcher die Befreiung des Denkens von der kirchlich-christlichen Autorität herbeiführte, war die Naturwissenschaft, d.h. das Erwachen einer neuen naturwissenschaftlichen, auf das Einzelding zurückgreifenden Methodik. Hier hatte seit Jahrhunderten die Autorität des Aristoteles geherrscht. Alles, was man über die Natur wusste, entstammte seinen von der Kirche anerkannten Werken. Selbständige Beobachtungen und Forschungen waren nur sehr selten angestellt worden. Seitdem durch die grossen geographischen Entdeckungen der Planet Erde mehr und mehr erschlossen wurde, begann man die Gegebenheiten der Natur, besonders die geographischen und astronomischen Systeme, grundsätzlich neu zu betrachten. 1543 verkündete Kopernikus sein neues heliozentrisches Weltbild zuerst noch vorsichtig als Hypothese. Etwas später folgten die Entdeckungen Keplers und Galileis sowie anderer Naturforscher auf astronomischen und physikalischen Gebieten. Von ihnen sind wesentliche Umgestaltungen auch der philosophischen Lehren ausgegangen: Einführung einer neuen wissenschaftlichen Methodik; empirische Überprüfbarkeit.

Die neuen Grundgedanken der Renaissance-Philosophie

Im entscheidenden Gegensatz zur mittelalterlichen Philosophie kristallisierten sich dabei drei neue Grundgedanken heraus:

Der Gedanke der Unendlichkeit der Welt:

Die Welt gilt als unendlich dem Raume nach. Die Erde ist ein Weltkörper wie die übrigen Planeten und bewegt sich mit diesen um die Sonne. So wie unserer Erkenntnis keine Grenzen gesetzt sind, sondern das Denken ins Unendliche

weiterstreben kann, so muss auch die Welt, auf welche sich die Erkenntnis bezieht, selbst unendlich sein. Mit diesen Gedanken hat Nikolaus von Kues (Cusanus) (1401 - 1464) die Kopernikanische Lehre ahnend vorbereitet, zugleich auch die philosophischen Ahnungen und Spekulationen von Giordano Bruno (1548 bis 1600).

Einheit von Geist und Natur

Der Gedanke der Einheit von Geist und Natur wird ursprünglich ebenfalls von Giordano Bruno entwickelt. Der Hauptträger dieses Gedanken wird jedoch Paracelsus (1493 - 1541), der den durchgehenden Zusammenhang aller Naturdinge lehrt. Alle (Natur-)Dinge sind einander analog gebaut, alle Sterne sind Organismen, beseelt wie die Menschen. Die Geschehnisse im Makrokosmos „Weltall“ spiegeln das Schicksal des Mikrokosmos „Mensch“ wider. Daher kann man aus der Stellung der Gestirne die Geschehnisse des Menschen ersehen.

Emanzipation des Individuums

Die dritte, vornehmste Errungenschaft jener Zeit kann mit der Emanzipation des Individuums umschrieben werden. Dieser Gedanke der Freiheit, auf alle Naturdinge übertragen, führte zum Begriff der Selbständigkeit aller Wesen und ihrer Einordnung in ein Stufenreich der Welt.

Abschliessend möchte ich auf die folgenden Denker noch etwas näher eintreten:

Nikolaus von Kues / Cusanus (1401 - 1464)

Giordano Bruno (1548 - 1600 in Rom öffentlich verbrannt)

Nikolaus von Kues (Cusanus)

Cusanus steht mit seinem Denken an der Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit. Der Kerngedanke seiner Philosophie ist dem vom Zusammenfall der Gegensätze (coincidentia oppositorum) in Gott. Gott ist für Cusanus der unendliche Grund der Welt. In ihm fallen im Bereich des Endlichen und Geschöpflichen bestehenden Gegensätze zusammen. Gott ist zugleich das Grösste und das Kleinste. Da er unendlich ist, kann es neben ihm kein Grösseres oder Kleineres geben. Das Unendliche ist kein dem Verstand (ratio) angemessener Gegenstand. Dieser hat es allein mit dem Vielen, Endlichen und Gegensätzlichen zu tun. Er steht unter dem Satz vom Widerspruch. Erkennt der Mensch, dass er eigentlich nichts weiss, befindet er sich im Zustand der gelehrten Unwissenheit, der *docta ignorantia*. Belehrt wird er durch die schauende Vernunft (intellectus). Durch diese vermag er den Zusammenfall der Gegensätze im Unendlichen zu berühren.

Die These vom Zusammenfall der Gegensätze in Gott besagt: Alles in der Welt als vereinzelt und gegensätzlich Entfaltete (explicatio) ist in Gott als eingefaltet (complicatio) zu verstehen. Die Geschöpfe sind eingefaltet in Gott. Entfaltet in der Welt sind sie Welt. Sie sind somit in Gott und in der Welt nicht von der gleichen Seinsweise. Cusanus Unendlichkeitsspekulation ist für die neuzeitliche Wissenschaftsgeschichte von besonderer Bedeutung. Die Welt stellt eine Zusammenziehung (contractio) Gottes und des Unendlichen dar. Sie ist unendlich im Sinne der Endlosigkeit. Im durchgängig gleichartigen, grenzenlosen Weltraum kann es im absoluten Sinn kein Zentrum geben. Die Erde ist nicht mehr der feststehende Mittelpunkt des Universums. Wie alle himmlischen Körper bewegt sie sich.

Giordano Bruno

Alle drei Hauptgedanken der Renaissance-Philosophie (Unendlichkeit der Welt, Einheit von Geist und Natur, Emanzipation des Individuums) zu einer einheitlichen Weltanschauung verarbeitet zu haben ist die Tat Giordano Brunos.

Die Elemente der Welt sind nach Giordano Bruno unteilbare Substanzen, genannt Minima (Kleinstbestandteile) oder Monaden, welche vernunftdurchdrungen sind und die Kraft in sich tragen, sich zu höheren Einheiten zu vereinigen. Obwohl selbständig, ordnen sich diese wieder zu noch höheren Einheiten zusammen, so dass bis ins Unendliche alle Teile der Welt einen geordneten Stufenbau ausmachen bzw. bilden. Die höchste, uns fassbare Einheit – die *monas monadum* – ist Gott. Aus diesem Zusammenhang ergibt sich wieder die Gleichartigkeit und Göttlichkeit aller Wesen. Die Gott-Welt ist ein gewaltiger, beseelter Organismus, „ein grosses Tier“, das sich in allen Teilen kraft der ihm innewohnenden, schaffenden Vernunft künstlerisch ausgestaltet. So ist die Welt die Entfaltung des göttlichen Geistes. Für den endlichen, d.i. menschlichen Standpunkt ist die Vernunft die Form, welche den Stoff ausbildet; für den unendlichen, d.i. göttlichen Standpunkt ist der Gegensatz von Stoff und Form aufgehoben und Natur und Geist sind eins.

Hier erst – bei Giordano Bruno – hat im Gegensatz zu der cusanischen Anschauung der Begriff der Unendlichkeit eine reale Grundlage gefunden, besass doch Bruno Kenntnis von der Kopernikanischen Lehre, dass nicht die Erde den Mittelpunkt der Welt bilde, sondern sie selbst ein Glied des Sonnensystems sei. Während aber Ko-

pernikus selbst bei der Annahme des Fixsternhimmels als Grenze der Welt stehenblieb, erweiterte Bruno in kühner Begeisterung die Kopernikanische Anschauung zu einer philosophischen Lehre von der Unendlichkeit der Welt.

Francis Bacon (1561 – 1626)

Nach Francis Bacon besteht das Ziel der Wissenschaft in der Beherrschung der Natur. Sie soll den praktischen Interessen des Menschen nutzbar gemacht werden. Der Mensch vermag die Natur jedoch nur soweit zu beherrschen, wie er sie kennt. Von Bacon stammt das Wort: „Wissen ist Macht!“

Um zur Kenntnis der Natur zu gelangen muss sich der Mensch seiner Vorurteile und Trugbilder (Idole) entledigen. Bacon beschreibt diesen Vorgang in seiner Idolenlehre. Sodann ist es notwendig, die richtige wissenschaftliche Methode zu entwickeln. Diese sieht Bacon in der Induktion, d.h. dem von Einzelbeobachtungen zu allgemeinen Begriffen und Vorstellungen aufsteigenden Verfahren.. Allein das Zurückgehen auf die Erfahrung, die Befragung der Natur selbst, führt zum gewünschten Ziel. Hierbei gilt es, systematisch mit geordneten Wahrnehmungen und gezielten Experimenten zu arbeiten, um durch Verallgemeinerungen die allgemeinen Formen der Natur zu erfassen. Die Anwendung der Induktion kennzeichnet Bacon als einen der Väter des Geistes der neuen Zeit, bzw. des einen methodischen Stranges der nun anbrechenden Neuzeit. Indem er jedoch am Begriff der Form festhält, bleibt er dennoch in manchen Belangen immer noch im scholastischen Denken gefangen.

Dossier 4820.400.150.6/00 (# 23016)
A. Neier
Januar 2000